

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Spazierreise nach Marokko

[urn:nbn:de:bsz:31-321934](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-321934)

## Spazierreise nach Marokko.

Muley Abder-Rhamans Hartnäckigkeit und die Siege der Franzosen, beschäftigen nicht allein die Politiker und die Zeitungleser, sondern sie haben seit einigen Wochen Marokko förmlich in die Mode gebracht. Wir dürfen uns mithin auch nicht die Gelegenheit entgehen lassen, es ein wenig unter unsere Lupe zu nehmen. Lange Zeit hindurch war Marokko eine Art von afrikanischem China, was man eigenstüniger Weise gar nicht für etwas Ernstgebietendes ansehen wollte: gleich einem gewissen Spiel der kleinen Kinder in Frankreich, wo die größte Kunst darin besteht, daß man nicht lachen darf, wenn man mit tragischer Miene die wichtige Neuigkeit verkündigt: „Der König von Marokko ist todt, o weh! o weh! o weh!“ — Dieß dreimalige O weh! hat dann gleichsam den Sinn, die vollkommenste Gleichgültigkeit gegen den erhabenen Monarchen auszudrücken.

Und nun sehe man, ob nicht dieselbe Redensart, wäre sie vorige Woche auf der Pariser Börse ausgesprochen worden, einen gewissen Eindruck auf die französische Rente und die Rentner gemacht haben würde. O weh! o weh! o weh! — Was will diese Verwandlung bedeuten?

Zwischen Spanien und Marokko, zwischen der Civilisation und der Barbarei ist nur ein Meeresarm, den man in zwei Stunden durchschiffet. — Du befindest Dich auf dem Wege von Cadix nach Gibraltar, auf katholischer Erde und unter protestantischen Kanonen; der Morgen ist schön,

die Sonne beleuchtet den Ocean; jenseits des beweglichen Spiegels seiner bläulichen Fluten erblickst Du am Horizont, einem Halsbände von Amethysten zu vergleichen, die violetten Bergreihen des Atlas; an ihrem Fuße glänzt ein weißer Punkt: das ist Tanger. Bist Du noch jung, abenteuerlich, leicht verführbar? Ein Falucho will eben die Anker lichten. Steige an Bord, und die nämliche Sonne sieht Dich zwei Stunden nachher auf der afrikanischen Rhede, in der Gewalt der Mauren, vom Islamiemus umgeben, als ein Ungläubiger behandelt, nicht viel weniger verachtet als ein Jude. Der Kontrast ist originell genug.

Der Hafenskapitän erwartet Dein Geschenk, ehe er Deine Ausschiffung gestattet. — Der Raib oder Guvernör, ehe er Dir erlaubt, an's Land zu gehen, harret Deiner milden Hand. — Der Armin, in einer Person Verwalter der Finanzen, Empfänger der Abgaben, Provinz-Zahlmeister und Vorsteher des Zollwesens, guckt, auf seiner Matte kauern, nach Dir mit zweideutiger Miene, und würde es sehr übel nehmen, wolltest Du der fiskalischen Huldigung seiner eigenmächtigen Habgier Dich entziehen. So viel Beamte, so viel Bettler, der erste Zug orientalischer Sitte, der Dich theuer zu stehen kommt, und den Du nicht sobald vergessen wirst. Die Börse eines Reisenden, und zumal eines reisenden Schriftstellers, hat Anfechtungen in's Unendliche zu bestehen.

In Tanger machst Du Bekanntschaft mit den Juden. Vor einigen Monaten hast Du vielleicht getanzt in den Salons dieses oder jenes reichen israelitischen Barons, eines sehr geschmeichelten, bei Hofe sehr hoch angeschriebenen, und mehr als billig bedeutenden; dort unten siehst Du, längs der engen Gasse, die Mauer mit dem Ellenbogen streifend, die Babuschen in der Hand, mit demüthigem Blick, mit gesenktem Kopfe, mit dem schwarzen Sulam angethan, einen seiner Glaubensgenossen dahin schleichen. Ein neun- bis zehnjähriger Maurenknabe zupft ihm lachend den Bart: ein Soldat versetzt ihm ungezwungener Weise einen derben Fußtritt: ein altes Weib hebt ihren Schleier in die Höhe, und spuckt ihm in's Gesicht. In unterwürfiger Selbstverläugnung entweicht der Hebräer; einen Augenblick später war es um sein Leben gethan, er würde in eine Prozession von Hamduscha's gerathen seyn.

Die Hamduscha's sind Sektirer, welche von Zeit zu Zeit durch die Straßen ziehen, unter der Anführung eines Alten in weißer Kleidung, auf einem weißen Pferde reitend, eine weiße Fahne in der Hand. Eine Art Sackpfeife (Algal) und eine große Trommel (Tebel) regen sie zu ihren

heiligen Tänzen an, welche bald sie bis zur Wuth begeistern. In diesem Zustande sind sie wahre Besessene, die auf das erste beste Thier losstürzen, und wenn es selbst ein Mensch wäre, es mit den Nägeln zerfetzen, und mit den Zähnen zernagen, ohne mindeste Zubereitung und Würze. Noch andere, nicht ganz so grimmige Sekten gibt es: die Aiswas, die Silaläs, die Amatchas, die Derkau. Letztere sind wahrhaftige Freimaurer, verbündet gegen die zeitlichen Unterdrücker der muselmännischen Bevölkerung.

Ihre Zusammenkünfte haben die Uebung religiöser Pflichten zum anscheinlichen Zwecke: allein sie halten in ihren Gebirgen ungeheuerer Waffenvorräthe versteckt, und scheinen sich zu einem Kampfe zu rüsten, für den Koran und die arabische Nationalität. Fast die ganze Familie Abdel-Kaders gehört dieser Sekte an, und ohne Zweifel ist dieselbe eines der großen Mittel seines Einflusses. Der Fanatismus hat von jeher bei den Arabern den vollgültigsten Anspruch auf die Verehrung des Volkes gehabt.

Bei ihnen erlaubt sich ein Santon, will sagen ein Eremit, Freiheiten, welche dem Kaiser selbst nur schwer verziehen würden. Solch' ein heiliger Mann führt die Neuvermählte beim Austritt aus der Moschee, das junge Mädchen an der Thür eines Bades hinweg, ohne daß der Vater oder der Bräutigam Anstoß daran nehmen; im Gegentheil, wenn er vorübergeht, küssen sie ihm seine schmutzige, dürre Hand. Wer die Hand nicht erreichen kann, küßt ihm die Kutte, und hält sich für sehr glücklich. Einer von diesen, ein alter Blödsinniger, durchraunte — es sind jetzt fünfzehn Jahre — die Straßen, indem er mit einem langen Stocke Radschwüngen machte, und schlug so den französischen Konsul, Sourdeau, der ihm begegnete, mit einem Streiche zu Boden. — Dieser beklagte sich beim Kaiser, der ihm Folgendes zur Antwort ertheilte:

„Im Namen des gnädigen und barmherzigen Gottes! Es ist keine Macht und Stärke, als mit Gott, dem allergrößten, dem allerhöchsten! Amen. — Konsul des französischen Volkes, Sourdeau, Heil dem, der den rechten Pfad wandelt,“ u. s. w.

Das Uebrige war eine Rede über die Pflicht, Beleidigungen zu vergeben, eine Rede, in welcher selbst das Evangelium mit heuchlerischem Scheine angeführt war. — „Wenn Dich Jemand auf eine Backe schlägt, so reiche ihm die andere hin.“ — Der christliche Konsul mußte eine beglaubte Ur-

kunde aufnehmen, und der Stoßschlag des alten Einsiedlers wurde vielleicht das Vorspiel des Fächerschlagens des Dey's von Algier.

Die fanatische Frömmigkeit der Muselmänner kontrastirt auf seltsame Weise mit der so rasch vor sich gehenden Auflösung der andern religiösen Glaubensgesellschaften. — Wir finden es so in allen Ländern, wo das Gesetz Mahomed's sich befestigt hat. In Indien läßt kein Gläubiger sich etwas nach von den fünf Gebeten: das Subon Namez, das Zohur, Nusur, Muggrib und Esche. Die Reisenden erzählen alle, und meistens mit einer Art von Rührung, daß man um die Stunde des Sonnenunterganges am Rande der Landstraßen zu Hunderten die armen Arbeiter anhalten sieht, die nur mit Anstrengung ihre armseligen Hütten erreichen. Sie lösen ihre Gürtel auf, verrichten ihre Abwaschungen, und mit dem Gesichte gegen Mekka sich kehrend, sagen sie Dank dem allmächtigen Gotte. Um dieselbe Stunde bestiegt der Muezzin zu Tanger das Minaret, steckt eine weiße Fahne auf, und ruft das Volk zum Gebete. Außerdem zieht alljährlich von Fez eine zahlreiche Karavane aus, welche ganz Afrika durchwandert, den kleinen Atlas, die Wüsten von Angad, und Troß bietet den Anstrengungen der Reise, den wilden Beduinen, dem Durste, den Stürmen und dem Samum, um dem großen Kurbanefste beizuwohnen, und sich am Grabe des Propheten niederzuwerfen. Von einer solchen Reise kehrt man als Hadschi wieder.

Eine so lebendige Gläubigkeit ist von mächtigem Einflusse auf die Sitten. Dieß bemerkt man bei Vergleichung der Gebräuche der über der Erde weithin verbreiteten Muselmänner. Allenthalben sind ihre Wohnungen auf einerlei Weise eingerichtet, allerwärts findet man die nämlichen Begriffe über die Bestimmung der Frauen, die in den Zenanahs von Hindustan wie in den Harems von Tanger Sklavinnen und erniedrigt, aber sorglos und mindestens nicht unglücklich sich fühlen. Doch haben wir noch nie von einer Strafeinrichtung gehört, wie die neueste Spazierreise von Didier sie als bestehend anführt: Da kein Mann, sagt er, an eine Person vom andern Geschlechte Hand anlegen darf, so gibt es eine Nachrichterin für die Frauen, welche sich mittelst einer Antiphrase *Ahrifa*, d. h. die Nachsichtige, nennt. — Sie führt die Frauen in's Gefängniß, streicht sie mit Ruthen, enthauptet sie, schneidet ihnen den Busen oder die Ohren ab. Je älter und häßlicher sie ist, je ergößlicher ist es ihr natürlich, die Jugend zu peinigen, und die Schönheit zu entstellen.

Im Allgemeinen trägt die Marokkanische Strafgesetzgebung den Stempel der scheußlichsten Barbarei. Der Pfahl, die Verstümmelung, der Haken

gehören zu ihren Zarthelten der gewöhnlichsten Gattung; die Launen der Richter wissen jedoch erhöhte Verfeinerungen anzubringen. Ein Sarkoch, der überwiesen war, Pastetchen von Menschenfleisch verkauft zu haben, wurde in kleine Stücke zerschnitten, die man vor seinen Augen in siedendes Del tauchte, und hungrigen Hunden hinwarf. Ein anderes Mal wird ein Mensch bis an den Hals eingegraben, es wird einer in eine Ochsenhaut genäht, oder man bindet ihn mit den Füßen an den Schweif eines Maulthiers, welches in Galopp gesetzt wird; oft auch macht man eine Mine aus dem Kopfe des Verurtheilten: man füllt ihm Schießpulver in Nase, Ohren und Mund, und läßt ihn dann plazen, wie eine Bombe.

Man findet die Verwaltung des Landes vollständig entwickelt in der Geschichte des Raïd von Tanger, wie Didier sie in dem kürzlich unter dem Titel einer „Spazierreise nach Marokko“ herausgegebenen Buche erzählt. Dieser Raïd, nachdem er zu seiner hohen Würde war erhoben worden, hatte durch irgend ein Verbrechen eine Verurtheilung sich zugezogen: es wurde ihm eine kräftige Bastonade auf öffentlichem Plage zu Tanger durch einen Soldaten der Besatzung zugemessen. Der Letztere war in der Folge in die Dienste des spanischen Konsuls getreten, und begegnete täglich seinem gewesenen Delinquenten, ohne daß die Erinnerung an die Schläge, die er ihm zu verabreichen das Unglück gehabt, den Einen wie den Andern mehr zu belästigen schien.

Die Besoldung des Raïd steht in keiner Weise im Verhältniß zu der Wichtigkeit seiner Amtsgeschäfte. Er empfängt kaum zwanzig Piafter oder hundert Franken monatlich, und hat in den Schatz einen jährlichen Tribut zu entrichten, der dem Doppelten oder Dreifachen dieser Summe gleich steht. Es herrscht da, bei so gestalteten officiellen Verhältnissen, ein leicht begreiflicher stillschweigender Vorbehalt. Des Kaisers Stellvertreter saugt nach Belieben das arme Volk aus, bis man an einem schönen Tage ihn absetzt: und nun geht alles Gestohlene im Wege der Konfiskation in den kaiserlichen Schatz über. Was kann es Einfacheres geben?

Tanger war eine noch allzu europäische Stadt, allzu sehr entartet durch die Civilisation, um unserem abenteuernden Reisenden lange zu behagen. Er erwirkte sich einen Paß, das heißt einen Soldaten zur Schutzwache nach Tetuan, und ein Empfehlungsschreiben des Raïd, von dem wir gemeldet haben, an den Pascha der letztgenannten Stadt. Nach den Regeln der Marokkanischen Etikette war diese Depesche einen Fuß lang, was sie

sehr unbequem machte. Zum Glück ließ die Schutzwache es sich gefallen, sich damit zu belästigen. Es war dieß ein Neger aus Sudan, sechs Fuß hoch, kaltblütig und gelassen. Trotz seiner abstoßenden Mienen war sein Schutz mehr als einmal der kleinen christlichen Karawane erfreulich, welche Jeder; Thiere und Menschen, Stiere und Bauern mit finstern und bößartigem Staunen betrachtete. Räuber hingegen hat man bei weitem weniger zwischen zwei Advers in Mauritanien zu fürchten, als zwischen zwei andalusischen Dörfern; gleichwohl ist die Ebene wüst, und die Pässe des Albargebirges, die so enge sind, daß zwischen den großen Kalkfelsen kaum der Leib des Pferdes sich durchdrängen kann, würden dieser Gattung von Industrie wunderbaren Vorschub leisten.

Nachdem man durch das Gebirge hindurch gekommen ist, gelangt man in die weit ausgedehnte Ebene von Tetuan, die mit Zwergpalmen bedeckt, und von dem trockenen Bette eines Waldstromes, des Bonsifa, durchschnitten ist. Sie ist öde: große Heerden von unbehaarten Kameelen treiben sich auf derselben auf Gerathewohl umher. Der aus der Ferne sie hütende Kameeltreiber unterhält sich mit der Nachahmung ihres wilden, heiseren Schreies, was eine Art Ekloge abgibt, etwas minder harmonisch, als die wechselnden Distichen klingen, wie Virgil sie gesungen hat.

Man sieht zu Tetuan wenig Europäer: auch verursachte die Ankunft Didiers und seiner Reisegefährten ein ziemliches Aufsehen. Er empfing bei der Ankunft den Besuch des ganzen diplomatischen Korps, durchgehends aus Juden bestehend. Bloß England allein unterhält einen regelmäßig besoldeten Konsul: die übrigen Konsularagenten begnügen sich statt des Gehaltes mit der Art von Sicherheit, die ihnen ihr halboffizieller Titel verschafft, und bemühen sich, durch einige Affektation des europäischen Kostüms die Erinnerung daran aufrecht zu erhalten.

Der Eine erschien in der Hofe eines Pfarrers, der Andere in Matrosenpantalons; dieser, vier Fuß hoch, trug ein Kleid, dessen unmäßig breite Schöße auf der Erde schleiften: Jener, ein Riese von sechs Fuß, hatte nur einen kurzen Frack, der in der Mitte der Lende in einen Schwalbenschwanz endigte. Die nämliche Mannigfaltigkeit herrschte in der Form der Westen, Hüte und im übrigen nach Verhältnis. Die am meisten, und zwar nicht wenig phantastische Figur dieser Gallerie war ein kleiner, ceremoniöser Greis (der Agent von Portugal), der seinen Bart in einer acht Zoll hohen Kravatte verbarg, die ihm bis über den Mund hinauf stieg, und ein wesentlich diplomatisches Ansehen ihm gab.

Der Pascha machte der Empfehlung seines Kollegen Ehre, dem er übrigens in rücksichtsloser Raubgier ähnlich war. Unter dem Vorwande, den Reisenden seine Theilnahme zu bezeugen, erhielten sie Schlag auf Schlag von ihm die unnützigsten Botschaften, die man nichts desto weniger belohnen mußte; die den Dienern gereichten Gaben fielen dann — als indirekte Steuer — unmittelbar in den Schatz des Gebieters. Nicht zufrieden mit dieser Erpressung, erwartete der Pascha noch den Empfang eines reichen Geschenkes, und da die Erfüllung seiner Hoffnung sich nicht rasch genug zeigte, so ergriff er plötzlich die Initiative. Sein Keger und zwei Offiziere brachten dem Reisenden einen Hammel und zwölf Hähne mit der Entschuldigung ihres Gebieters, daß er die Fremden noch nicht in seinen Garten zur Tafel geladen habe.

Dieser unmittelbaren Aufforderung mußte auf der Stelle entsprochen werden. Man berieth sich mit den Juden, welche den Rath ganz unumwunden ertheilten, einen Sack voll Piaster zu senden. Dieß gab ihnen ihr Interesse ein, denn, wenn die Naturalgeschenke dem Pascha nicht behagen, so werden sie sogleich nach dem jüdischen Bazar geschickt, wo sie gern oder ungern ihren natürlich sehr hohen Preis finden müssen. — Herr Didier und seine Reisegefährten verschafften sich ein Stück blaues Tuch, ein Duzend Zuckerhüte, Foulards, Pakete Thee, im Ganzen ein weit größeres Geschenk, als sie empfangen hatten. Achache, so hieß der Pascha, strich das blaue Tuch und die Foulards ein, der Zucker und der Thee wurden dem Handelsmann gebracht, der sie verkauft hatte, und sie nun um das Doppelte von dem, was sie gekostet, zurücknehmen mußte.

Die vier Haupttrassen, von denen Marokko bevölkert ist, kann man auf dem Sauf, oder Marktplatz von Tetuan, antreffen. Man findet dort die, so zu sagen, ursprüngliche Bevölkerung, die Amazirgen, Abkömmlinge der alten Numidier, und früher noch, wenn man sich auf die örtlichen Sagen berufen darf, der Amalekiten, welche Josua aus Palästina vertrieben hatte. Man erkennt sie am dünnen Barte und an den Haaren, die sehr oft eine blonde Färbung haben. Sie verabscheuen die Christen, und leben in ziemlich gutem Einverständnisse mit den Juden. Die Scellocks, welche dem Ackerbau mehr obliegen, wohnen in Dörfern und selbst in Städten. Sie sind civilisirter, intelligenter als die Amazirgen, und haben größere Anlage zur Uebung der Künste der Industrie. Dafür besitzen sie geringere Stärke und Tapferkeit. Beide, in Tracht und Zügen verschiedene Rassen verbinden sich niemals unter einander.

Ihre Idiome, obgleich gemeinschaftlichen Ursprungs, sind unter sich

so abweichend, daß sie einander ohne Dolmetscher nicht verstehen. Neben diesen beiden Zwillingssrassen leben die Mauren, persischen Stammes, welche durch allmälige Einwanderungen in Afrika eingedrungen sind. Die am Atlas und dem Meere wohnenden stammen größtentheils von den spanischen Mauren ab, welche nach der Eroberung von Granada aus Spanien verjagt wurden, und bilden die reichste und mächtigste Bevölkerung der Küstenstädte. Sie bekleiden die Oberstellen bei der Regierung und der Armee. Habsucht und Treulosigkeit sind die am meisten charakteristischen Züge ihres Nationalgeistes. — Endlich kommen die Araber, welche von den Ufern Yemen's dahin übergestedt worden sind. Sie sind größer, lebhafter, tapferer, rechtlicher von Gesinnung, als die Mauren. Getreu dem Hirtenleben, der Lebensweise ihrer Altvordern, und den Gewohnheiten, welche schon zu Hiob's Zeiten alte zu nennen waren, schlagen sie ihre Zelte an den Ufern der Bäche, an den Quellen der Flüsse, in der Nähe irgend eines schirmenden Heiligthums auf. Ist die Weide erschöpft, so schlägt der nomadische Stamm sein Lager ab, und sucht in weiterer Entfernung das nährnde Gras und das klare Wasser.

Didier wollte sich von Tanger nach Ceuta zu Land begeben: aber hierzu bedurfte er einer militärischen Begleitung und eines Erlaubnißscheines, welchen sein Freund, der Pascha, ihm nicht bewilligen wollte. Es wäre dieß, behauptete er, die Sache des Raub von Tanger: worauf unser Reisender, nicht ohne Verdruß, wieder nach der letzteren Stadt zurückkehrte. Hier verweigerte man ihm den verlangten Erlaubnißschein zwar nicht unbedingt, allein unter dem Vorwande, daß die Straße nach Ceuta durch eine sehr unbotmäßige und gefährliche Landschaft ziehe, gab man ihm zu verstehen, daß er eine Begleitung von wenigstens sechs Reitern nehmen müsse. Da jeder Reiter vier Piaster kostete, so wäre eine solche Begleitung täglich auf sechszig bis siebenzig Gulden gekommen: ungerechnet die Maulthiertreiber, ihre Thiere, und die Nahrungsmittel für alle zusammen. Diese Bedingung war also so gut, als eine abschlägige Antwort, worüber Didier sich nicht sehr wunderte, denn man hatte ihn belehrt, mit welchem Mißtrauen jeder europäische Reisende in Marokko aufgenommen wird.

Selbst wenn man ihm den Eintritt in's Land gestattet, richtet man es so ein, daß er dort nichts zu sehen bekommt. Die Stämme, durch deren Landschaften er reisen muß, erhalten Befehl, unter die Waffen zu treten, und ihm eine Art von Ehrenwache zu bilden. Er wird von dem einen dem andern überliefert, überall von einem ganzen Heer umgeben, welches ihm Pulver genug vor den Ohren verknallt, um einen ehrlichen Mann taub

zu machen, und dafür erwartet man, reichlich frei gehalten zu werden. Niemals wird dem Reisenden gestattet, von der geraden Linie abzuweichen und einen einzigen Schritt in's Feld zu thun; sein Reiseweg ist ihm vorgezeichnet, und er muß, wie ein Geächteter, seine Straße verfolgen, von einer Station zur andern, ohne mit irgend Jemanden ein Wort sprechen zu dürfen. So kommt er bis nach Fez, welches man ihm zeigt, in so wenigen Tagen und mit so großem Aufwand als möglich; dann geht seine Aufenthaltserlaubnis zu Ende, und man bringt ihn mit demselben Verfahren nach Tanger oder irgend einer andern Gränzstadt zurück. Es hat ihn zehn bis zwölftausend Franken gekostet für eine Reise, die sich etwa so weit erstreckt, wie von Paris nach Caen.

Auf diesen flüchtigen Ueberblick hin, und trotz dem Reize, welchen unser Reisender einigen Beschreibungen zu geben gewußt hat, die einen biblischen Charakter an sich tragen, glauben wir nicht, daß man sich versucht fühlen werde, zum Zeitvertreibe nach Marokko zu reisen. Lieber wollen wir das Land aus Reiseberichten kennen lernen, und daran fehlt es, Gott sei Dank, nicht. Außer jenem von Didier gibt es noch ein Buch von Gewicht, was die statistischen oder politischen Fragen betrifft, von Graedberd de Hemso, schwedischem Konsul zu Marokko: auch haben wir so eben vernommen, daß nächstens die Reisen von Hay aus dem Englischen übersezt werden, welcher sich gleichfalls in diplomatischen Funktionen lange an der Küste von Afrika aufgehalten hat. Uebrigens gab es auch einen recht unterhaltenden, wenn auch nicht ganz glaubwürdigen Bericht über die halbpolitischen Excursionen, welche 1841 vom Obristen Scott unternommen wurden, einer Art von englischem Condottiere Abdel-Kaders.



## Korrespondenz der Zeitschrift.

Dresden, am 17 Aug. 1844.

Während dieses ganzen Monats hat unser deutsches Schauspiel Ferien gehabt und die Gesellschaft französischer Hoffchauspieler aus Berlin, unter der Direktion des Herrn Delcour, war in zwölf Vorstellungen an dessen Stelle getreten. Das große Publikum nahm diesmal weniger Antheil daran, als es bei einem ähnlichen Enclav vor vier Jahren geschah, wozu unstreitig der Umstand beitrug, daß namentlich die weiblichen Darstellerinnen wenig ausgezeichnet waren. Nur Demoiselle Melanie machte eine Ausnahme, ohne jedoch so viel Anziehendes wie die früheren Darstellerinnen zu besitzen. Francisque ist noch recht brav, aber doch ziemlich monoton in seiner Komik, so daß bei einer größeren Rollenreihe man gewiß komische Wendungen immer wiederkehren sieht. Dagegen ist Pechenas, welcher die jungen Liebhaber spielt, sehr brav geworden, und zeigt namentlich eine innere Wärme und Innigkeit in seiner Darstellung, die unsern jungen deutschen Schauspielern immer mehr abzugehen anfängt, wodurch ihr Spiel eine Trockenheit bekommt, welche unerseutlich zurückwirkt. Der Wirkungskreis dieser französischen Gesellschaft ist besonders das Vaudeville und feinere Lustspiel, dagegen die Darstellung größerer Aufgaben ihnen weniger gelingt, wie wir z. B. an Don Juan d'Autriche sahen, wo die historischen Gestalten freilich keine Repräsentanten hätten zum Anschauen bringen können.

Das deutsche Schauspiel feierte indes. Nur die Oper war thätig und erfreute uns namentlich mit den neu einstudirten Oper Oberon unseres unsterblichen Webers. Man hatte an die äußere Ausschmückung

große Summen gewendet, und besonders für die Dekoration durch das Herbeirufen französischer Maler unter Leitung des genialen Desplechin gesorgt. Um so mehr mußte man sich aber wundern, daß gleich die erste Darstellung der Oberonshalle eine durchaus nicht dem Gegenstande angemessene war. Statt einen luftigen Feenpalast zu sehen, der gleichsam nur aus Sonnenstrahlen und Blumenstaub gebaut, sahen wir eine im Rococogeschmack aufgeführte Rotunde, wo eine Steinmasse die andere drängte, und die sich vielleicht für einen Gartenaal Franz I, aber nicht für die Lagerstätte des Elfenkönigs geeignet hätte. Situationsgemässer waren die übrigen Dekorationen, und namentlich machte der Kaisersaal Karls des Großen einen edeln Eindruck. Lichtspiel war ein trefflicher Hülf; aber die Rezia befand sich noch in den Händen der Schröder-Devrient. So ausgezeichnet diese Künstlerin noch immer in hochtragischen Rollen ist — wie denn ihre Norma vorsehern wieder sich mit Recht des vollsten Beifalls erfreute — so wenig paßt sie für eine Rezia, welche man zur Ungebühr unter die heroischen Rollen rechnet. Ein reizendes, jugendlich schwärmerisches, zartes Mädchen malen wir uns in der Phantasie als ihr Vorbild aus, und vermiffen lieber in der Bravourarie „Jean Du Ungeheuer“ einige Kraft, als daß wir die tragische Heldin damit beauftragt sehen. Die Sängerin Thiele war eine sehr liebliche Fatime, obgleich ihre zarte Stimme in den Ensemblestücken fast unhörbar ist. Warum besetzt man Oberon nicht durch eine Dame, sollte man auch in der Musik Einiges transponiren müssen? Behringer sang die Partie recht gut, aber die männliche Erscheinung des Elfenkönigs ist stets zu materiell, und das durch-

stärkte notwendige Kostüm für einen Mann nie fehlend. Vergessen wir nicht der kraftvollen und einschmeichelnden Stimme zu gedenken, welche Fräulein Wagner als Meeremädchen entfaltet. Diese Sängerin berechtigt zu großen Erwartungen für die Zukunft. Unsere Kapelle bewährte ihre Vortrefflichkeit in dieser Oper. Besonders wurde die eben so schwierige als herrliche Ouvertüre mit einem Feuer und einer Präzision vorgetragen, die stets ein da capo bewirkten. Bei sechs hinter einander folgenden Vorstellungen mit erhöhten Preisen war das Haus doch stets überfüllt, und es zeigte sich dadurch von Neuem, wie der solide Sinn für ächte Konfession allgemeiner und dauernder ist, als oft geglaubt wird. Dieß bewährte sich auch durch den Gegensatz bei der in voriger Woche zum erstenmale gegebenen Oper „Der schwarze Domino.“ Auber ist sonst gern gehört, aber die Flachheit der meisten Partien dieser Komposition konnte doch bei unserm Publikum keinen Beifall gewinnen, und die dritte Vorstellung war schon fast gar nicht besucht. Dennoch hatte man sich viele Mühe mit der Szenirung dieser Oper gegeben, und die meisten unserer musikalisch gebildeten Schauspieler, den Oberregisseur Eduard Devrient an der Spitze, traten in das für das Finale des zweiten Aktes so wichtige Chor ein, auch hatte die Späker-Gentiluomo in der Hauptrolle sehr anmuthige Momente. Vielleicht that eben die Nähe des gediegenen Oberon dieser anmuthigen Seifenblase Schaden, die auch wohl etwas zu spät für das Repertorium auftauchte. Jetzt sehen wir dem Vernehmen nach einer neuen romantisch-geschichtlichen Oper von unserm Kapellmeister Wagner entgegen.

Wenden wir uns zu dem schönen Feste, welches am 9 dieses Monats durch die Rückkehr des geliebten Königs von Sachsen ganz Dresden entzückte. Je unvorbereiteter, prunkloser und kindlicher der Empfang war, der ihn hier bereitet wurde, um so wohlthuerender hat er gewiß auf ihn selbst, wie auf alle dabei Theilhabende gewirkt. Diese bestanden aber in der ganzen Bevölkerung unserer Stadt, denn in allen Herzen loderte das Gefühl der Liebe und Freundschaft. Und somit wurde es ein wahres Volksfest, das den ächten Stempel der Treue und Verehrung trug. Unzählige Volksmassen erwarteten den theuern Landesvater bereits vor dem Eisenbahnhofe, wo er um sieben Uhr Abends von Leipzig her ankam und begleiteten ihn, als er hier mit der Königin den ihn erwartenden Wagen bestiegen hatte, durch alle Straßen der Stadt, bis zu dem Thore auf der Straße nach Pillnitz, wohin er sich noch an diesem Abende begab. Alle Häuser waren mit Blumenkränzen, Laubgewinden, Teppichen, oft auch mit Inschriften oder feiner Bänder geschmückt, durch eine Laube von grünen Gewinden, welche über die Straßen hinweg von einem Hause zum andern gingen, fuhr er hindurch und der laute Jubel aus Fenstern und Balkonen, Musik und fröhlicher Zuruf geleiteten ihn auf den durch die gedrängten Reihen zurückgelegten Wege. Unter diesen vielen Tausenden keine Unordnung, keine Störung, kein Geschrei, kein wildes Benehmen. Und dieß Alles, ohne daß auch nur Ein Mann Militär oder Polizei dabei eingeschritten, oder auch nur zu sehen gewesen wäre.

Alles durch Achtung und Liebe für den König und die Seinen, durch wahre innere Bildung und fröhliche Zuversicht selbst geregelt und in den Schranken gehalten! Auch hat sich unser trefflicher Fürst durch einen in den öffentlichen Blättern einige Tage darauf bekannt gemachten Erlaß an den hiesigen Bürgermeister auf das Wohlwollendste und Anerkennendste darüber ausgesprochen.

Tages darauf erschien der König mit dem ganzen königlichen Hause auf der sogenannten Vogelwiese. Dieses alljährlich zu Anfang Augusts statt findende Volksfest ist nämlich das einzige das in dieser Art auf einem sehr ausgedehnten freien Raume vor der Stadt, am Wege zu dem bekannten Dorfe Blasewitz, gefeiert wird. Es ist ein wahres Lager, denn einige hundert Zelte und Hütten bedecken dann diese große Fläche, an deren Ende sich die hohen Stangen erheben, von denen die hölzernen Vögel hier noch mit Armbrüsten oder Nistungen, nicht wie an andern Orten mit Büchsen, abgeschossen werden. Alle Stände versammeln sich hier in öffentlichen oder Privatzelten zu heiterer Geselligkeit und unbefangener Fröhlichkeit. Würfelbuden aller Art laden Kinder und Erwachsene zum kleinen Glücksspiele ein, und eine ganze Reihe kleiner Zelte, worin Bratwürste frisch geschmort werden, enthalten das eigentliche Wahrzeichen dieses Festes. Diesmal waren besonders viele Schanbuden aufgestellt, unter denen vor allen sich die der Reitergesellschaft von Loiset und Kompagnie auszeichnete. Sie wurde, besonders auch bei den sehr hohen Einlaßpreisen bald der Sammelpfad der vornehmen Welt, welche in zahlreichen Equipagen allabendlich dahinströmte. Allerdings zeigte diese Truppe vortreffliche Pferde und eine Eleganz im Aussehen, welche die erbärmliche Einrichtung der Schanbude selbst vergessen ließen. Die Reiter und Reiterinnen selbst waren brav, ohne jedoch Ungewöhnliches zur Schau zu bringen, wurden aber mit Beifall überhäuft, weil sie einmal Mode geworden waren. Interessanter schien mir unweit davon die Menagerie von Schreyer, welche herrliche und seltene Thierexemplare zeigte. Vor Allen eine große, schöne, wohlerhaltene, gutmüthige Giraffe, wie sie hier noch nie gesehen worden war, welche in ihrer eigenthümlichen Erscheinung etwas wahrhaft wunderbares hatte. Dazu kamen Löwen, Bären, Panther u. s. w., so wie ein schwarzer Lieger mit köstlichem glattem Felle, ein zahmes Lama und die nöthige Zuthat von Schlangen, Affen und dergleichen. Am gedachten Abende wurde ein recht artiges Feuerwerk auf der Wiese abgebrannt, und an einigen Abenden waren Heste, Schießstand und Schanbuden recht anmuthig beleuchtet.

Noch zuletzt einige Worte über unsere bereits gegen den Schluß des Juli hin eröffnete Kunstausstellung in dem schönen und geräumigen Saal auf der Brühl'schen Terrasse. Ich bin mehre Male dort gewesen, habe sie aber immer sehr wenig besucht gefunden. Sollte denn wirklich, wie man mir sagte, die Ursache davon die seyn, daß der Einlaßpreis, der sonst zwei und einen halben Silbergroßen betrug, auf fünf Silbergroßen erhöht worden ist, dagegen aber der Preis eines Katalogs um die Hälfte herabgesetzt

ward? Bei dem Andränge zu andern weit kostspieligern Schausstellungen kann ich mir das nicht denken, und möchte doch ungern den Dresdenern den Vorwurf geringern Sinnes für Gegenstände der bildenden Kunst, als für andere zum Schauen dargebotene Dinge machen. Nun ist zwar die diesjährige Ausstellung nicht gerade überreich, enthält aber doch so manches Gute und Anmuthige. Die Zahl der ausgestellten Gegenstände beträgt mehr als vierhundert Nummern, und erstreckt sich über alle Gebiete der bildenden Kunst, nur ist die Plastik sehr kurz vertreten. Unter den historischen Gemälden zeichnet sich vor allen das große Bild von Gustav Mey aus Brandenburg, die Ermordung des Grafen von Helfenstein, eine Scene aus dem Bauernkriege, durch charakteristische Auffassung, treffliche Gruppierung und fleißige Behandlung aus. Dieser junge Künstler, ein Schüler des Professors Bendorff, erregt die schönsten Hoffnungen, und wird bald seinen Namen unter den gefeiertsten Zeitgenossen genannt sehen. Minder konnte ich mich an der feinen Manier in Schurigs Gemälde, Siegfried und Christmilt, erfreuen, wie mir auch die Symbolik in Fröhlich's Amor und Sirene nicht ansprechend erschien. Vom Direktor von Schadow ist ein großes Altarblatt für die Paulskirche in Aachen aufgestellt, das alle Eigenthümlichkeiten dieses Meisters an sich trägt, mit Achtung für den Ernst des Künstlers erfüllt, aber den

Beschauer dennoch kalt läßt. Das Gattungsgut ist am fleißigsten bearbeitet u. manches recht Anspredende darin geleistet worden. Nächst den beiden kleinen Gemälden von Lindau in Rom, welche jedoch oft gesehene Gestalten immer wieder zur Anschauung bringen, zeichnet sich vorzüglich das neuerdings aufgestellte Nidel'sche Bild aus, welches in seiner einfachen Wärme und meisterhaft technischen Behandlung den Preis verdienen möchte. Unter den Landschaften gibt es manches Gelingene. Naturwahrheit offenbart sich am Ergreifendsten in dem Ukenbach'schen großen Delgemälde, Dardanger-Fjord in Norwegen darstellend, wo wir uns ganz in jene Gegenden verfest finden. Daß Nigarsbraen-Gletscher im Stifte Bergen, tritt dem am nächsten. Dagegen tragen Alexander Herrmann's Landschaften mit klassischer und mythologischer Staffage bei weitem nicht genug griechisches oder italienisches Naturgepräge, so manche andre Vorzüge sie auch haben mögen. Unter den Bildnissen bemerkt man das unserer lieblichen Hofkünstlerin Fräulein Bayer, deren Züge aber zu verschwommen sind. Weit kräftiger tritt Röhings Bild eines Bergmanns hervor. Auch von de Vieffe in Brüssel ist ein kleines historisches Gemälde, la paix des Vases (1529) nicht zu vergessen, das im Kleinen die Virtuosität dieses Meisters von Neuem bekrundet.

## Beurtheilungen.

Franz Freiherr Gaudy's sämtliche Werke. Herausgegeben von Arthur Müller. Erster und zweiter Band. Berlin, 1844. Klemann.

Man war eine Weile gewohnt, sich die Namen Gaudy und Sallet neben einander zu denken; gleichwohl waren es nur äußerliche Aehnlichkeiten, welche sie gemein hatten, wie z. B., daß Beide preußische Adelige, daß Beide früher Offiziere waren und der Dichtkunst zu Lieb den Dienst verließen, daß ihre Namen bei der Herausgabe eines Musesalmanachs verbunden waren u. dgl. m. Jetzt sind Beide von uns geschieden, mitten in einem Leben, das noch in seiner vollsten Kraft stand, das sich aber bereits in allen seinen Eigenthümlichkeiten so vollständig in ihren Werken ausgesprochen hat, daß wohl Niemand mehr an eine innere Aehnlichkeit denkt.

Sallet war der größere Dichter, der innerliche Mensch, welchen es drängt, eine Welt

aus sich herauszubilden; Gaudy besaß das leichtere, lebendigere Auffassungstalent. Sallet's Lyrik will bezwingend wirken, Gaudy's Produktionen in Prosa und Versen haben die Unterhaltung zum ersten Zweck. Wenn Jener die bedeutendere Erscheinung ist, so bleibet für die Gestalt Gaudy's immerhin noch viel Erfreuliches übrig, ein schönes Erfindungstalent in Prosa, eine heitere Ruhe, eine mäßige Beschränkung in Versen, welche namentlich in unserer Zeit ziemlich vereinzelt dasteht, deren Lyrik sich so häufig in Bildern übernommen hat.

Gaudy's Phantasie ist keine, welche zu hohen Flügen den Drang in sich fñhrt, sie hält sich meistens in der Sphäre bürgerlicher Wirklichkeit, aber sie bewegt sich innerhalb dieses Rahmens mit Geschick. Man hat Gaudy den deutschen Béranger genannt, besonders seitdem er seine Uebersetzung dieses Dichters (mit Chamisso) herausgegeben hat. Aber es fehlt ihm neben der Pressfrei-

heit und neben dem Hintergrunde eines öffentlichen Volkslebens, deren der Franzose genießt, zum Theil auch an jener feineren poetischen Anschauung, welche uns in dessen Chanson's bezaubert. Der deutsche Humor wird häufig plump, der deutsche Spott grob. Auch fehlt es an jenen historischen Volksliedern, durch welche Väter unsterblich bleiben wird, wie denn überhaupt sein Volk und das unsrige in der Art, wie es beide Dichter aufgenommen, über ihre volkstümliche Bedeutung entschieden hat.

Das bisher Gesagte gilt vorzugsweise von den Liedern des ersten Bandes; sie sind, mit wenigen Ausnahmen, Blumen, die aus der Heerde des bürgerlichen Lebens statt aus dem Garten der Poesie hervorgewachsen. Wenn Gallet in seinen Gedichten den Schmerz der Zeit in seinem Wesen ergreift und reformatorisch einwirken will, so faßt dagegen Gaudy einzelne Mißstände der modernen Lebensverhältnisse auf, stellt sie bezeichnend in das rechte Licht und ergießt seinen breiten, meist gutmüthigen Humor über sie. Häufig ist es seine eigene Persönlichkeit, welche er humoristisch beleuchtet. Wir können lächeln, wir können zustimmend mit dem Kopfe nicken, aber den Duft, die Verklärung, die Macht der Abnung in der Poesie finden wir nirgends. Beigegeben ist diesem ersten Bande eine sehr lesenswerthe Biographie Gaudy's von Arthur Müller.

Der zweite Band enthält die Terzinen und „Aus dem Tagebuche eines wandernden Schneidergesellen.“ Das sind köstliche Blätter, diese Tagebuchsblätter des deutschen Schneiders, welcher Italien betritt. Der lebenswürdigste Humor waltet über ihnen, Gaudy hat es verstanden, ganz den Gesichtspunkt des deutschen Handwerkers einzunehmen und von ihm den klassischen Boden zu betrachten. Nebenbei wird Nikolai verspottet, aber so lustig, so zur Sache gehörig, daß Niemand durch die Absicht verstimmt wird. Nur die Belehrungsgeschichte stört mich, sie zeigt eine protestantische Einseitigkeit. Während eben noch der eine Nikolai verspottet wurde, finden wir hier Erinnerungen an jenen alten, an den Aufklärer und Jesuitenrieger.

Für die Fortsetzung dieser Gesamtausgabe ist noch viel Schönes aufbewahrt. Ich meine hiermit weniger die aus der Crato aufzunehmenden Poesien, die Kaiserlieder, die Romanzen und Balladen u. s. w., als vielmehr die meisten Produktionen in Prosa, die venetianischen und manche andere Novellen und Novelletten, aus welchen mir besonders noch jene einfache Geschichte von dem guten, kindlichen Ragenraphael rührend in dem Gedächtnisse lebt.

J. G. V.

Erzählungen und Novellen von A. von Sternberg. Zwei Bände. 1844. Dessau, Aus.

Welche Bedeutung Sternberg in der Tagesliteratur als Erzähler hat, bedarf keiner Erörterungen. Er ist fortwährend unermüdetlich thätig, und wenn auch hier und da seine neueren Romane etwas flüchtig gearbeitet sind, wenn namentlich von der Diane zu behaupten ist, daß sie, beiläufig gesagt, auch eins von den Büchern, welche man jetzt etwa „Geheimnisse der Gesellschaft in Norddeutschland“ nennen könnte, bei etwas sorgfältigerer und aufmerksamerer Durcharbeitung einen weit anderen Eindruck machen könnte, so vermessen wir doch in keiner neuen Produktion einen Reichthum von neuen, feinen Beobachtungen der Welt und der Menschen. Sternberg soll die seyn, aber er lauscht aus der Ruhe seines Lehnstuhls besser auf das Leben, als Mancher, der sich fortwährend athemlos in dessen Bindungen herumtreibt. Er soll viel seyn, ich glaube es aus seinen Werken gemerkt zu haben, ehe ich es wußte. Nach dem höchsten Kampf, nach der Verzweiflung der Leidenschaften sah ich häufig eine ironische Ruhe über die Scene schweben, eine Ruhe, wie ich sie mit einem dicken, feinen, etwas übersättigten Manne in Verbindung brachte, der mit halb im Lächeln die rothen Fäden des Todes und der Leidenschaft aus den feinen Händen in den Einschlag seiner Erzählung laufen läßt.

Gesammelte kleinere Novellen von Sternberg sind schon früher bei Cotta erschienen.

Die vorliegenden zwei Bände umfassen bei weitem nicht Alles, was er seitdem Kleineres geschaffen hat. In dem ersten Bande finden wir zwei Erzählungen, welche ich mich früher in der Urania gelesen zu haben erinnere. Die Erste, die Alchymisten, erzählt von einem jungen Goldschmiedemeister in Dresden, welcher den entflohenen, an Folsqualen todtkranken Alchymisten des Churfürsten von Sachsen bei sich aufnimmt. Dieser stirbt bei ihm und hinterläßt ihm die wunderbare Tinktur, in welcher das große Geheimniß des Goldmachens ruht, — doch unter der Bedingung, daß er sich mit seiner Wittwe vermähle. Der junge Goldschmied verläßt sein treues Weib und flieht mit der gefährlichen Schönen. Diese verräth ihn später, er rettet indes die wunderbare Flasche und zieht innerlich elend von Land zu Land, bis er nach Dresden zurückgekehrt am Grabe seines Weibes stirbt, nach dem er vorher die Flasche zertrümmert.

Die Gebrüder Breughel führen uns nach dem reichen, mächtigen Antwerpen. Der Höllenbreughel führt ein wildes, zerfahrenes Leben, wir folgen ihm in seinen abenteuerlichen Beobachtungen. Sein ehemaliger Pflegevater findet ihn und will ihn retten, aber er stürmt aus dessen Hause, als er dort dessen Nichte, eine schöne junge Wittwe, findet, zu der er in Rom eine leidenschaftliche Zuneigung gefaßt. Höllenbreughel will unter die spanischen Soldaten gehen, selbst sein Bruder, der Samtbreughel, den er auf dem Grabe der Eltern findet, vermag seinen Entschluß nicht zu ändern; aber die niederländischen Maler Rubens, Jordans, Poelenburg u. s. w., die auf die hohe und eigenthümliche Begabung des wilden Unbekannten aufmerksam geworden, haben einen abenteuerlichen Plan gemacht, um ihn zu fesseln. Als spanische Söldner verkleidet, empfangen sie seinen Handschlag, der Ihrige seyn zu wollen, — und hiermit wird die Geschichte zu Ende geführt und Breughel heirathet die schöne, lang geliebte Liberta.

Beide Geschichten sind anschaulich, wie Gemälde, gut gruppiert, frisch und lebendig in den Farben, obgleich es nicht zu übersehen ist, daß, wie in einem Bild auf die

Gewandung, auch hier häufig die Hauptfigur auf das Beiwerk verwandt ist. Sonderbar ist es, daß Sternberg allen historischen Hintergrund in ihnen vermeidet. Beide Geschichten spielen in der Vergangenheit, aber diese wird nur durch die handelnden Personen selbst repräsentirt und uns in keiner andern Weise zur Erscheinung gebracht.

Der zweite Band enthält drei andere Erzählungen, die vielleicht schon um deswillen weniger stoffhaltig sind. In „Pulcherie“ wollen zwei junge Männer, von welchen der Eine auf Jean Jacques, der Andere auf George Sand schwört, ein Landmädchen, Jeder nach seiner Art erziehen lassen und es nach vollendeter Erziehung heirathen. Das Kind wächst zwischen den beiden Systemen heran, ohne sonderlich von ihnen berührt zu werden; und als nun die Erziehung vollendet sein soll, als beide junge Männer kommen, um sich die Entscheidung zu holen, wem von Beiden sie für die Zukunft angehören will, — da hat das Landmädchen bereits einen jungen Förster erwählt, und „die beiden Philosophen müssen sich philosophisch in ihr Schicksal finden.“

Die zweite Erzählung, „Beky“, ist eine Ehestandsgeschichte. Eine edle Frau hat ein junges Mädchen zu sich genommen, sie kann an eine heimende Untreue ihres Mannes nicht glauben, weil sie nicht eifersüchtig ist, weil sie selbst noch das Bild einer frühern, träumerischen Liebe im Herzen trägt. Diese Liebe vollendet ihr Verderben, die Ehe wird getrennt.

Das letzte Stück „Patience“ ist ein Einfall, oder eigentlich ein Paar Einfälle von Herrn von Sternberg. Zuerst wird ein Freund geschildert, dann kommt der Haupteinfall, das schöne Mädchen, das als ein wilder Knabe erzogen wird, dieser „geschlechtslose Eif“. Wir merken die Intention des Verfassers, ein Leben dieser Art in seinen Folgen weiter auszuführen; aber er gibt sie selbst wieder auf, er fertigt uns mit einer magern, abenteuerlichen Skizze ab, an deren Schlusse wir uns verwundert fragen: Was war das? und was wollte es? J. C. B.

## Miscelle.

(Agathon oder der Führer durch's Leben). Für denkende Jünglinge. Von P. Scheitlin. Zweite Auflage. St. Gallen. Scheitlin u. Z. 1843. — Scheitlin's Agathon hat sich, ebenso wie seine Agathe, bereits in der ersten Auflage vielen Beifall, und was besser ist, zahlreiche Freunde unter der Jugend, für welche er bestimmt ist, und unter dem Alter, welches diese Jugend liebt, erworben. Es wäre unnütz, wollten wir

hier das ihm gespendete Lob weiter ausführen. Nur darauf möchten wir noch allgemein aufmerksam machen, daß Professor Scheitlin überall (und wir haben in der letzten Zeit verschiedene Bücher von ihm zu Gesicht bekommen) eine eigenthümliche Kraft der Anregung und die Gabe einer volksthümlichen Schreibart mit einer wahrhaft väterlichen Liebe zur Menschheit verbindet, — Eigenschaften, welche seine Berechtigung als Jugendschriftsteller und seine Bedeutung als solcher in sich tragen.

## Gelegenheitliches.

(Der Club der Unhöflichen). Die Zeitungen haben uns von dem Berliner Nichtkutabnehmungsverein zur Genüge berichtet, sie haben uns auch erzählt, daß die Polizei sich in's Mittel gelegt und die Nichtkutabnehmungskarten verboten habe, weil gesetzlich kein äußeres Abzeichen irgend einer Verbindung erlaubt ist. Was uns Deutsche betrifft, wenigstens die männlichen Geschlechts, so haben wir wohl Alle an dem Verein eine ziemliche Freude gehabt, wir haben das Kutabnehmen für eine lächerliche Höflichkeit gehalten, wir haben geglaubt, man könne ebenso höflich, ebenso herzlich mit bedecktem Kopfe grüßen, als mit unbedecktem und mit jener abgeschmackten Bewegung. Ob wir Recht gehabt haben, — wer weiß es? Vielleicht gingen die Entschuldigungen zu Gunsten des Vereins nur aus unserem Mangel an wahrer, innerer Höflichkeit hervor. Die Franzosen wenigstens haben den Nichtkutabnehmungsverein gar nicht begreifen können. Hören wir, was sie von dem „Club der Unhöflichen“ berichten.

Die Clubs sind in der Mode; Gott allein mag ihre Namen alle wissen, von dem Club der Philantropen bis zu dem der Dominospieler, von dem Jockey-Club von Paris bis zu dem Kameel-Club von Oran.

In England, dem klassischen Boden aller möglichen Sonderbarkeiten, hat man sogar einen Club der Fetten und einen der Ma-

gern gegründet. Es schien dies bisher das Unübertreffliche der Klubomanie; aber die Siegespalme in dieser Beziehung blieb für die Stadt Berlin aufbewahrt.

Zwei oder dreihundert Preußen, von der Höflichkeit ein wenig ermüdet, vereinigten sich, um das Joch der Gewohnheit abzuschütteln, welches allen Leuten, die sich kennen die Verpflichtung auflegt, sich wechselseitig zu grüßen. Diese Feinde des Kutabziehens gründeten demnach den „Club der Unhöflichen“.

Alle Mitglieder dieses neuen Club's legten den Eid ab, niemals den mindesten Gruß an Jemanden zu richten oder zu erwidern, mit Ausnahme einer Handbewegung, welche ausdrückt: „Guten Tag, mein Verehrtester! Meine Empfehlungen an Ihre Frau Gemahlin!“

Alles dies liegt nämlich in dem kleinen Winken der Hand und ersetzt vollkommen die Bewegungen eines Telegraphen.

Der Club befand sich bereits in einer sehr günstigen Lage, täglich erhielt er neuen Zuwachs, und es hätte vielleicht nicht mehr allzulange gewährt, so wäre die Höflichkeit in Berlin nur noch ein leerer Schall gewesen, als die Leute, welche von der neuen Mode empfindlich in ihrem Gewerbe beeinträchtigt wurden, wir meinen die Putzmacher, daran dachten, die Pläne des Club's der Unhöflichen zu durchkreuzen.

Seit jeder Gruf unterdrückt war, war ein Seidenhut im Stande, drei Jahr auszuhalten, und ein Filzhut würde schier ein ganzes Menschenleben gewährt haben; es war mithin den unglücklichen Hutmachern unmöglich, länger einen solchen Zustand der Dinge zu ertragen. Das Schwerste war, ein Mittel zu finden, um jene Gesellschaft zu stürzen. Man hätte vielleicht zur Konkurrenz einen „Club der sehr höflichen Leute“ gründen können, welche gar Zwei- oder Dreimal gegrüßt hätten; aber es war schwer, Leute zu finden, die guten Willen genug hatten, um in eine solche Verbindung einzutreten. Die Berliner Hutmacher waren klüger, sie ließen die Politik eine Rolle in dieser Sache spielen, sie überredeten die preussische Polizei, die Hüte blieben deshalb so fest auf den Köpfen der Verbündeten, um die staatsgefährlichen Ideen zu verbergen, und als ein Anzeichen, daß man nicht gubernementmäßig aufgestuzt sei. Als eine Art von Lösungswort, als Erkennungszeichen der Clubmitglieder, und um der übrigen Welt die Ursache des „Nichtgrüßens“ zu erkennen zu geben, hatten die Gründer des Clubs der Unhöflichen verordnet, daß die Hüte mit einer kleinen Kokarde geschmückt werden sollten. Diese unglückliche kleine Kokarde war es, welche sie verdarb; der Polizeidirektor von Berlin sah in diesem Schmuck ein Banner der Empörung gegen die bestehenden Gesetze, er glaubte, der Bürgerkrieg müsse ausbrechen. In der That aber hatten die schrecklichen Verbündeten nie an etwas Weiteres gedacht, als die Höflichkeit zu verletzen.

Von diesem Augenblicke triumphirten die Hutmacher auf allen Punkten, denn von dem unglücklichen Tage an, an welchem die Kokarde unterdrückt wurde, verlor der Club in den Augen der Verbündeten einen seiner Hauptreize. Es war nicht wenig angenehm gewesen, die Augen der Berliner Gaffer auf sich zu ziehen, und dabei mit geringen Kosten verbunden; — denn wer besitzt nicht die Mittel, um sich eine kleine Kokarde zu kaufen?

(Merkwürdige Entdeckung.) Kann die Lebensfähigkeit während einer unbestimmten Zeitfrist gehemmt werden und alsdann

wieder ihren regelmäßigen Lauf beginnen? Es ist kaum mehr daran zu zweifeln, wenn man die vielen Fälle des Starrkrampfs und der Erstickungen in's Auge faßt. Allein ob es auch in der Macht des Menschen steht, solche Unterbrechungen des Lebens willkürlich hervorzubringen, bei einem lebenden Wesen, Empfindungsvermögen, Bewegung, die Thätigkeit der Organe und den Umlauf der Flüssigkeiten zu hemmen, um dann Alles, nach einer längern Zeit wieder zum Normalzustande zurückzuführen; mit einem Worte, ob es möglich sei, lebendige Thiere während Jahrhunderte so zu erhalten, wie die Aegyptier sie im todtten Zustande zu erhalten verstanden, das ist bisher noch für eine Unmöglichkeit gehalten worden. Nun hat aber ein Reisender, der den Norden von Europa durchzog,\* in Schweden einen Gelehrten gefunden, der die Lösung dieses wichtigen Problems erlangt haben will. Der Professor van Grusselback zu Stockholm, kam dazu durch die Beobachtung überraschender thierischer Lebensdauer unter gewissen Umständen, besonders als er eine lebendige Kröte in einem Kalksteine fand, die nach geologischer Berechnung, dort mehre tausend Jahre eingeschlossen gewesen seyn mußte. Sein Bestreben war seitdem einzig und allein auf diesen wichtigen Gegenstand gerichtet.

Nach neunundzwanzigjährigen anhaltenden Studien und Versuchen, die er an mehr denn 60,000 Thieren vornahm, glaubte der gelehrte Forscher endlich einen Menschen seiner Behandlung unterwerfen zu dürfen. Sein Verfahren besteht in nichts Anderm, als in einer unmerklichen und wohlberechneten Abnahme der Temperatur, bis daß die Kälte das Individuum in ein vollkommenes Erstarren versetzt hat, jedoch ohne die Organe zu verletzen, noch die Zellgewebe zu zerstören. Ist ein Geschöpf einmal in diesem Zustande, so soll es, nach der Meinung des Professors, hunderte, ja tausende von Jahren sich erhalten können, und nach einem solchen Sekular-Schlaf, so frisch und un-

\* Die Revue Britannique, deren neuestem Hefte wir diesen Artikel entnehmen, nennt den Namen des Reisenden nicht. D. Red.

verändert erwachen, wie es im Momente der Operation gewesen.

Der Reisende verdankte es einem besonders günstigen Zusammentreffen von Umständen, daß ihm der Zugang in das Laboratorium des Gelehrten gestattet wurde, welches sonst aller Welt verschlossen bleibt, weil die Arbeiten noch nicht zu jenem Grade der Reife und Vollständigkeit gediehen sind, um mit ihnen vor die Oeffentlichkeit treten zu können. Das eigentliche Sanctum Sanctorum hat er dessenungeachtet noch nicht betreten dürfen, allein es wurde ihm erlaubt, einigen Vorbereitungsarbeiten zuzusehen. Bevor dieß geschah, wurde er in eine geschlossene Hülle von Kautschuk gewickelt, die vor den Augen zwei Glasstücke hatte, durch welche er sehen konnte. Dieß mußte deshalb geschehen, damit seine Ausdünstung, die Temperatur des Saales nicht um das Geringste erhöhte. Der Saal war rund, das Licht fiel von oben hinein, allein die Wärme war den Sonnenstrahlen vollkommen entzogen, indem sie durch Glas fielen, welches mit Kupferoxyd gefärbt war u. s. w.

Hier fanden nun mehrere Experimente statt, unter Andern mit einer kleinen Schlange, welche nach der Aussage des Herrn van Grusselbad, bereits sechs Jahre in Erstarrung lag, und mit einer belebenden Feuchtigkeit bespritzt, sogleich zum Leben erwachte und sich in raschen, muntern Windungen zu regen begann.

Was aber in diesem Saale die Aufmerksamkeit des Reisenden in einem bei Weitem höhern Grade erregte, das war ein etwa neunzehnjähriges Mädchen, das wegen Kindermord zum Tode verurtheilt, dem Professor zu seinen Experimenten überlassen worden war. Ihr Gesicht war etwas bleicher als das eines gesunden Menschen im Leben, und sie schien sanft zu schlafen, obgleich der Physiker versicherte, daß sie sich bereits zwei Jahre in dem Zustande vollkommener Unempfindlichkeit befinde. Noch fünf Jahre soll sie so bleiben, dann aber will Herr van Grusselbad sie wieder in's Leben zurückrufen und seine merkwürdigen Resultate der Welt verkünden.

Leider gehen die Berichte des Reisenden nicht tiefer. Wenn man nun auch annehmen

darf, daß Reptilien und Insekten mit kaltem Blute, denen mehr oder minder die Athemwerkzeuge fehlen, Luft und Wärme lange Zeit entbehren können, ohne daß ihre Konstitution dadurch besonders angegriffen werde, so ist dieß doch bei andern Thieren, und namentlich bei dem Menschen anders, wo die Wärme zur Flüssigkeit des Blutes und zu dessen Umlauf unerlässlich ist, welches die unausgesetzte Verbrennung der Luft in den Lungen bewirkt. Es ist daher nicht zu begreifen, daß das Blut nicht gerinnen sollte, wenn die Thätigkeit dieser Organe außerhalb gewisser Gränzen eingestellt ist und wie das Leben sich erhalten kann, wenn der Blutumlauf gehemmt ist.

Angenommen aber, und abgesehen von allen Zweifeln, der gelehrte Professor erreicht seinen Zweck, unter welchen neuen Bedingungen erscheint dann das Leben der Menschen. Gesezt das Geheimniß wird ihm abgekauft, und daran ist wohl nicht zu zweifeln; so denke man sich einmal die Einrichtung einer solchen Auferstehungsanstalt! Wie die Schlafenden dort klassifizirt seyn werden! Der Vorsteher einer solchen Anstalt wird genau Buch führen müssen, um Niemand zu vergessen, Niemand zu übergehen. Der will am 5 April 2566, Jener am 1 Juni 1995, der Dritte zu Ostern 3600 wieder aufgeweckt werden. Mein Gott! Jeder kann seine Gründe dazu haben. So wie jetzt in den Gasthöfen der Hausknecht früh Morgens an die Thüren klopft, um die Reisenden zu wecken, weil der Bahnzug oder das Dampfboot abgeht, so wird dort der Sekularschläfer geweckt werden, um wieder ein Mal eine Lebensreise zu machen und sich die Welt zu besehen. Das wird und kann nicht ohne Konfusionen ablaufen, und uns wird schon ganz angst and bang, wenn wir nur daran denken. Wenn nur schon die fünf Jahre um wären; wir abonniren uns gleich einmal auf einen Schlaf von nur hundert Jahren um einige unserer heutigen Unsterblichkeiten dann gehörig beurtheilen zu können.

(Das englische Heer im Jahre 1844.) Die regulären Truppen bestehen aus 129,677 Mann, von denen 100,295 in

den drei Königreichen und der Rest in Indien auf Kosten der Compagnie dienen. Der Sold jener 100,295 Mann beläuft sich auf 3,783,437 Pfund Sterling. — Die Regimenter der Chelsea-Pensionärs 10,000 Mann. — Artillerie und Genie 8,811 Mann. — Seefoldaten zu Lande 6000 Mann. — Die irländische Polizei (militärisch organisiert) 9000 Mann. Zusammen: 163,488 Mann. Reserve, die im Nothfall bewaffnet werden kann: Yeomanry (eine Art von berittener Nationalgarde) 14,363 Mann. Miliz auf halbem Sold. 6000 Mann. Generale und Offiziere auf halbem Sold 4,574 Mann. Che non effective privates of the regular army, d. h. pensionirte Militärs, nach Abzug der 10,000 Chelsea-Pensionärs: 51,777 M. Pensionirte Artilleristen: 8,586 Mann. Pensionirte Seefoldaten 6000 Mann. Außerdem noch die Polizeifoldaten der Hauptstädte, Flecken und Grasschaften. Die königl. Garde besteht aus drei Infanterieregimentern mit 5253 Mann. Die Unterhaltung derselben kostet 58,400 Pfund Sterling mehr, als eine gleiche Zahl der Linienregimenter. Die Obersten der Garde, welche Generalsrang haben, empfangen jährlich 1200 Pf. Sterling. Einige sogar 2000 Pf. St. Die 48 Obersten der Linie erhalten hingegen nur 600 Pf. St., mitunter auch 300 Pf. St. Die Obersten sind mit der Equipirung ihrer Soldaten beauftragt, und es heißt, daß sie bei den Verträgen mit den Lieferanten ihre Benefizien haben. Die Regimenter dienen 5 Jahre in England und 10 Jahre in den Kolonien. Jedes Regiment und jede militärische Station wird nun bald eine Bibliothek besitzen. Nach 21 Jahren hat der englische Soldat Anspruch auf Pensionirung, jedoch muß er beweisen können, daß er zum Dienst untauglich geworden sei. Die Regierung kann den Abschied nach einer gewissen Dienstzeit bewilligen. Nach 21 Jahren erhält der Gemeine täglich 6 Pf. als Pension. Während der 20 Friedensjahre starben in den Antillen 93 Mann von 1000, in Europa hingegen nur 15 von 1000 im Durchschnitt.

(Das Lebendig begraben werden.) Die Revue de Paris enthält einen Artikel über das Lebendigbegrabenwerden, den wir hier mittheilen, um in einer Sache nochmals

zur höchsten Vorsicht aufzufordern, in der man nicht vorsichtig genug seyn kann. Man glaubt gewöhnlich, die Sorge, mit welcher man gegenwärtig die Beerdigungen leitet, sei der Art, daß man gar nichts mehr von einem zu frühen Begrabenwerden zu fürchten habe; allein man täuscht sich. Es ist nicht lange her, daß zu Arles ein Todtengräber den Sarg eines Kindes mit Erde bedecken wollte, als er zum Glück ein Geräusch hörte, welches ihm verrieth, daß das arme Wesen noch athmete. Vor einigen Jahren rettete ein Regen auf eine wunderbare Weise einen Menschen, den man zu Grabe trug, und dem dem sicheren Tode durch das plötzliche Gefühl der Kälte entrisen wurde. Es war dieß im Süden, wo man die Todten in einer offenen Lade zur Kirche und auf den Friedhof bringt. Vor einigen Monaten hätte man beinahe, in einer andern Stadt des Südens, jenen schrecklichen Irrthum an einem jungen Mädchen von vierzehn Jahren begangen. Das neueste Ereigniß der Art ist zu Toulouse vorgekommen; ein Mensch war bereits in das Grab gesenkt worden, als man bemerkte, daß er noch lebte. Diese Wiederauferstehungen in dem allerletzten Augenblick beweisen es, daß man sich noch immer schrecklichen Irrthümern hingibt, und daß diese Irrthümer mehr als ein Opfer kosten. Als der Kirchhof der Unschuldigen (des Innocens) existirte, wagten Leute, die sich verspätet hatten, bei Nacht nicht über ihn zu gehen; sie hörten dort seltsames Geräusch wie erstikte Schreie und herzzerreißende Klagen. Die starken Geister jener Zeit erklärten Alles für eine Täuschung; aber als man die Gebeine jenes Kirchhofs erhob, fand man Leichname, die sich gewaltsam gegen die Bretter ihrer Säрге stemmten, und deren Hände angenagt waren. Dunkler, unheimlicher Lärm ist auch auf einigen Kirchhöfen in andern Theilen Frankreichs gehört worden. Wir wollen ihn nicht weiter erklären; indeß, weil angeestellte Aerzte, die den wirklichen Tod bestätigen, nur in größeren Städten zu finden sind, sollte man auf das strengste das Gesetz zur Anwendung bringen, welches die Beerdigung keiner Leiche erlaubt, bevor vier und zwanzig Stunden verflossen sind. In allen Fällen gibt es ein

Zeichen, welches den wirklichen Tod charakterisirt, die Leichenstarrheit. Diese ist der Art, daß sie jede von dem Ortsvorstand beauftragte Person bezeugen kann. — Wir lassen allerdings in Deutschland unsere Todten länger als vier und zwanzig Stunden liegen; aber wer gibt uns noch immer eine Bürgschaft, daß nicht auch in unseren kleinen Städten und Dörfern die Erde des Kirchhofs manchen tiefen, schrecklichen Schrei der Verzweiflung verschlingt? \*

(Nichts als Denkmale!) Ich lege eben einen Paß Zeitungen ermüdet aus der Hand; fast in allen deutschen Zeitungen war wieder einmal von nichts die Rede, als von Denkmälern, von Denkmälern, welche man gesetzt hat, welche man noch setzen will. Nur von dem Goethestandbild nicht, von ihm schweigen die Tagesblätter. Dagegen hören wir von dem Erwinsdenkmal in Steinbach bei Baden, bei welchem man stets, ungeachtet der edlen Großmuth des Bildhauers Friedrich, daran denkt, daß Erwin sich selbst das größte errichtet habe, wir hören von der Einweihung und Enthüllung des Ludwigsdenkmals in Darmstadt, welches einem Regenten von den besten Eigenschaften gilt, der aber noch lange keine historische Gestalt, noch lange nicht denkmalfähig geworden ist; wir hören von den Herderfesten im Süden und Norden, wir hören, daß man an vielen Orten zu Herderdenkmälern gesammelt hat, zu wie vielen, weiß ich noch nicht, vielleicht zu Mührungen, zu Weimar, zu München, vielleicht . . . O, will man denn nicht endlich anfangen, denkmal müde zu werden? Die Dankbarkeit geht mit uns durch, hat schon Strauß gesagt, — erstlich mit unserem Gelde, und das ist schon schlimm, dann aber mit unserer Thatkraft, und das ist noch weit schlimmer. Erinnerungen an die Vergangenheit sind gewiß schön und erhebend, aber wir übertreiben sie. Wir machen jede Erinnerung zu einem Fest, zu einem Denkmal — und halten dann das Fest, den Beitrag, den wir gegeben, die Rede, die wir gehalten, den Champagner, den wir getrunken, für eine

\* Es ist fast nicht zu bezweifeln, daß die Erdwärme belebend auf gewisse scheinbare Leichname wirkt, und in dieser Beziehung dürfte die oben mitgetheilte Erfindung des schwedischen Gelehrten, neben dem Scherze, den wir daran knüpfen, auch eine ernste Seite bieten.

That, für einen Erfolg. Vor lauter Feiern vergangener Erfolge kommen wir zu keinen Thaten in der Gegenwart.

(Der gute Rath). Ein alter Hypochonder, der wenig theilnehmende Freunde um sich sah, gewann mich sehr lieb und ließ es seine ernste Sorge seyn, durch Mittheilung von Allem, was er verlehrt im Leben angefangen, mir möglichst viel Unangenehmes zu ersparen. „Wenn Sie heirathen wollen“, war eine seiner Maximen, auf die er immer mit dem bittersten Ernste zurückkam, „so sehen Sie vorher ja recht zu, ob die Dame Ihrer Wahl eine und dieselbe Temperatur liebt, wie Sie. Sehen Sie, seit dem ersten Tage meiner Hochzeit bis jetzt — ich bin fast fünfzig Jahre verheirathet — ist fast kein Tag vergangen, an dem ich es nicht sehr zu bereuen gehabt hätte, darauf nicht früher geachtet zu haben. Meine Frau ist ein braves Weib! Doch eine Temperatur von mehr als 10° R. macht ihr Kopfschmerz, und ich, ich bedarf, um mich nur irgend wohl zu fühlen, 16—17° R., und jeden Tag, ja jede Minute, die wir zusammen verleben, beklagt sie sich über Hitze, während ich die Kälte unerträglich finde. Ich bestelle dann, daß eingeeizt werde, und sie, sie reißt die Fenster auf, und so gehen die Quälereien immer fort und verbittern uns das Leben über alle Maßen!“

Durch Mittheilung des vorstehenden kleinen Stückes wünschten wir das artige Bändlein, dem sie entnommen ist, dem Leser zu empfehlen. Es führt den Titel: „Kleine Lebensbilder aus der Mappe eines deutschen Arztes von Dr. J. Goldschmidt“ und enthält die Rubriken: aus dem akademischen Leben, aus dem Wanderjahre, aus dem Berufsleben und aus dem Kriegsleben (aus dem Lager). Das zweite Bändchen wird Blicke in das Oldenburger Volksleben werfen. Außer den genannten „Lebensbildern“ haben in den letzten Monaten die oldenburger Presse verlassen:

„Falgoland und die Falgolander“. Memorabilien des alten Falgolander Schiffskapitäns Hans Frank Heikens, herausgegeben von A. Stahr.

„Vaterländische Gedichte“ von R. A. Mayer, zweites Heft mit der Devise:

Wie sind ein Baum, der wurzelt  
Im Oldenburger Land,  
Der in dem lieben Boden  
Der Heimat Nahrung fand.  
Doch uns're Aeste streben  
Weit über diesen Strand,  
Und tauschen froh entgegen  
Dir, deutsches Vaterland!

„Erinnerungen aus Algerien“ von Elementens Lamping (oldenburger Offizier, der zwei Jahre lang als Caporal des voltigeurs in der Fremdenlegion gedient). Außerdem werden in einigen Tagen erscheinen:

„Bilder aus dem Norden,“ gesammelt auf einer Reise nach Dänemark und Schweden von Theodor von Wedderkop, und

„Briefe aus Paris“ von Ferdinand von Gall (Intendant des oldenburger Hoftheaters).

— Wann unsere guten Väter in Gesellschaft nichts mehr zu reden wußten und nicht spielten, gaben sie sich Räthsel und Charaden auf und erprobten ihren Scharfsinn an den Lösungen. Es gab manchmal viel Gelächter, wann Einer etwas Falsches errieth. Damals waren auch alle Zeitungen voll Räthsel, Charaden, Logogryphe, Anagramme u. s. w., die allmählich ziemlich abgenommen haben. Nur das Morgenblatt wird fortwährend von seinem unermüdeten Herrn Moser mit dergleichen versorgt. Die Söhne haben einen Fortschritt gemacht, sie haben die alten Räthselschuhe ausgetreten. Ich kam neulich in ein Weinhaus und sah dort zwei meiner Bekannten schweigsam sitzen. Jeder hatte ein Blatt Papier vor sich, zeichnete und schrieb auf demselben und schob es von Zeit zu Zeit dem Andern hin. Dieser nickte mit dem Kopfe, sagte einige Worte, die ich nicht verstand, lächelte auch wohl, schob das Papier zurück, — und dann fing das Spiel wieder von Neuem an. Halt! dachte ich; wiederholt sich hier die Geschichte von Grabbe und seinem Norbert Burgmüller? ist das das Düsseldorf'sche Weinhaus zum Drachensfels? sind das die Fidiuse, auf welchen sich die Unglücklichen wehevollte Wahrheiten hinschreiben und zuschieben? — — Nichts von dem Allem! Meine Freunde saßen zusammen und machten — — Rebus! Schöne, scharfsinnige Rebus, in der That, mit grotesken Gestalten und dazwischengeschobenen Buchstaben. Es wurde mir die große Wahrheit

klar, daß der Rebus in der modernen Gesellschaft das Räthsel mit seinen Genossen völlig entfernt hat. Der Rebus herrscht; wir halten es mit dem Herrschenden: der Rebus lebe! In Frankreich sind der Charivari und l'Illustration seine Hauptorgane; in Deutschland hat sich die Illustrierte Zeitung Verdienste um seine Verbreitung erworben.

— Wir haben ein neues Epos erhalten, wir, deren epische Literatur eigentlich nur eine himärische ist und in einigen literaturgeschichtlichen Traditionen besteht. Wir wissen zur Zeit noch weiter nichts von ihm, als daß es 42 Bogen stark ist und Mariade heißt. Der Titel, der Messias nachgebildet, ist im Jahr 1844 eine Geschmacklosigkeit; hoffen wir, daß der Inhalt keine sei, und daß die Mutter des Heilands, die in ihrer ewigen Schönheit die Dichter aller Zeiten begeistert hat, von den Hymnenfängern des Mittelalters bis zu Balde und Spee und bis zu den Dichtern der Gegenwart, hier einen würdigen Sänger gefunden hat, welchem über der Langathmigkeit die ursprüngliche poetische Anregung nicht ausgeht.

— Von Dr. Eduard Melly in Wien, der neben seinen archäologischen und kunstgeschichtlichen Kenntnissen mit lebendiger Theilnahme auf alle übrigen Bestrebungen der Gegenwart achtet, dem auch die Europa manchen werthvollen Beitrag zu verdanken hat, ist eine kleine Schrift erschienen: „Karl Rus. Umriss eines Künstlerlebens.“ Das Leben dieses bedeutenden Malers, dessen Verdienste um die k. k. Gemäldegallerie, deren erster Rufos er war, noch besonders groß sind, wird hier einfach, ohne Wortgepräng, aber vollkommen eindringlich und anschaulich erzählt, besonders seine Entwicklungs- und Bildungsgeschichte. Rus' Thätigkeit und die Menge seiner Schöpfungen sind wahrhaft staunenswerth. Auch für ihn, wie für so Viele, war der Erzherzog Johann der großmüthige Unterstücker und Ermunterer. — Die Biographie, welche außerdem im Buchhandel zu haben ist, liegt als Gratiszugabe Frankl's Sonntagsblätter, dieser erfreulichsten und lebendigsten Erscheinung in der belletristischen Journalistik Oesterreich's, bei.

— In Wien konfiscirt man Sue's ewigen Juden, im Constitutionel sowohl, als in den Uebersetzungen. Wenn für unsere Censur die Rücksichten des guten Geschmacks bestimmend wären, so könnte man jene Schritte nur gut heißen.

— Aus Paris erhalten wir von einem neuen dramatischen Gedicht „la réforme en Allemagne, 1521 — 1525,“ Nachricht. Ein Herr August Robert ist der Verfasser. Karl V, Luther und die andern bedeutendsten Persönlichkeiten des Reformationszeitalters sollen in ihm auftreten, und außerdem eine bedeutende Kenntniß der damaligen deutschen Zustände in ihm entwickelt seyn. Karl V ist unstreitig einer der größten dramatischen Charaktere, welche unsere Geschichte besißt, auch einer der schwierigsten; aber in jenem Drama zeigt schon der Umstand, daß statt eines Eigennamens ein Begriff zum Titel gewählt ist, daß wir hier keine lebendige dramatische Entwicklung jener Persönlichkeit zu erwarten haben.

— Die französische Akademie hat als nächste Preisaufgaben, das Lob Turgot's, des Nationalökonomens, und ein Gedicht über den Dampf, ausgesetzt. Man sieht, daß wir im Zeitalter des Positiven leben.

— Wie in Deutschland, welches voranging, nehmen auch in Frankreich die jährlichen Versammlungen aller Art, — wissenschaftliche, industrielle, literarische u. s. w. zu. Es ist die Nothwendigkeit eines Zusammenschließens, welche sich hier ausdrückt, verbunden mit dem Wunsche eines nächsten persönlichen Austausches der Ansichten. Wenn in Deutschland die Philologenversammlungen noch wenig, so haben dagegen die Zusammenkünfte deutscher Landwirthe, Fabrikanten, Gültensbesitzer und anderer Industriellen desto mehr genügt; erfreuliche und erhebende Erinnerungen für die Theilnehmer gewähren alle. In Frankreich ist in diesem Jahre der archäologische Kongreß der Gesellschaft zur Erhaltung der Denkmale am 15 Juli in Saintes abgehalten worden, an demselben Tage wurde zu Coutance die Versammlung des landwirthschaftlichen Vereins für die Normandie abgehalten. Eine Zusammenkunft von Wein- u. Aepfelweinproducenten wurde am 16 Juli in Marseille eröffnet. Im Sep-

tember wird in Nîmes der wissenschaftliche Kongreß von Frankreich abgehalten, am 20 desselben Monats zu Rennes die Versammlung des bretagnischen und im November die des nordfranzösischen landwirthschaftlichen Vereins statt finden. Der archäologische Kongreß wird sich für das nächste Jahr in Lille, und für 1846 in Metz zusammenfinden.

— Die Literatur über Rußland, welche begreiflicher Weise noch immer zunimmt, weil es nirgends so viele Räthsel zu enthüllen gibt, wie in jenem großen und merkwürdigen Lande, ist wieder um ein Werk vermehrt worden, und zwar allem Anschein nach um kein unbedeutendes. Nicht etwa als ob Créneau-Joly, der Geschichtschreiber des Venedierkriegs, von Rußland gewonnen worden wäre, um Herrn von Custine zu widerlegen; — es war dieß eine Nachricht, welche eifertig von der französischen Presse verbreitet wurde, der aber der Angeeschuldigte selbst energisch widersprach. Das neue Buch ist ein englisches, anonym erschienen, und heißt Revelations of Russia; seine Urtheile sind entschiedene, unumwundene, welche dießmal deutlich einen Autor zeigen, der von Rußland keinen Sold empfangen hat. Die Polarliteratur wird sich allmählig über alle Länder verbreiten; jetzt ist England vertreten, und man kann sicher darauf rechnen, daß noch viele Namen sich zu jenen Custine, d'Arlinecourt, Balzac, Kohl, Blasius, Belp, Gretsch, Tolstoi u. s. w., für und wider streitend, gesellen werden.

— In Thourrette, bei Fayence, ist ein russischer General a. D., Namens Fabre, gestorben. Er war ein Franzose von Geburt, aber seit lange in russischen Diensten gewesen. Bei dem Friedensschluß zu Tilsit nämlich überließ Napoleon dem Kaiser Alexander auf sein Bitten vier Zöglinge der polytechnischen Schule, welche nach St. Petersburg geschickt wurden, um dort den Grund zu einer ähnlichen Schule zu legen. Die vier jungen Männer blieben in Rußland, als der Bruch mit Frankreich erfolgte, als Napoleon den großen Zug unternahm, als die Flammen Moskau's leuchteten, als Tausende als Opfer des Rückzugs fielen, und als endlich der Stern ihres großen Kaisers im fernem Weltmeer unterging. Dafür rückten sie

aber auch Alle zu Generalen auf. Jetzt lebt nur noch Einer von ihnen, der General Des-ferm, welcher die militärischen Arbeiten in dem Hafen von Kronstadt befehligt.

— Ein französisches Blatt meldet: Meyerbeer ist nach Dresden gegangen, um dort seine neue Oper zu beendigen. Eine der Hauptrollen dieser Komposition wird von einer jungen Künstlerin von Stockholm, Fräulein Lind, ausgefüllt werden, welche kürzlich

einen Kontrakt mit dem Theater zu Berlin abgeschlossen hat. — Wir haben diese Nachricht noch in keinem deutschen Blatte gefunden.

— Der Charivari macht den Wis: Hat man das Herz Ludwig's des Heiligen gefunden oder nicht? es ist dies die große Tagesfrage, welche in diesem Augenblicke die Archäologen beschäftigt. Die Gelehrten der Zukunft werden keinen Grund zu solchen Streitfragen über das Herz Guizot's haben.

## Nachrichten.

(Wien.) Der Domprediger J. E. Beith ist pensionirt worden. Vielleicht ist kein Mann in Wien, der für die Menge eine solche Bedeutung besaß, wie er. Wenn er in der Stephanskirche predigte, wenn seinem mächtigen, äußerlich unschönen Munde die Worte entquollen, glühend, flammend, wie Ströme geschmolzenen Metalls, welche keinen Widerstand kennen, dann gab es in dem weiten Dome kein Gemüth, welches nicht ergriffen wurde. Außer durch seine Kanzelberedtsamkeit ist Beith durch seine Erzählungen bekannt, in welchen ein zwar nicht moderner, aber doch geistvoller Humor lebt. Ueberhaupt war er, bei aller Energie seines Wesens, kein Fanatiker, der Humor floß als eine Grundader durch dasselbe. Beith ist bekanntlich früher Jude gewesen, und war, ehe er sich dem geistlichen Stande zugewandt, ein Thierarzt von der seltensten Geschicklichkeit, der zu einem wunderbar tiefen Verstehen der Thiere und ihrer Eigenheiten gedrungen war.

(Berlin.) Prug' Moriz von Sachsen ist hier mit großer Begeisterung aufgenommen. Wenn auch Moriz nicht füglich als Repräsentant eines bewußten deutschen Freiheitsstrebens genommen werden darf, so ist doch das Stück ein durchweg edles und erhebendes. Der Opfertod für Deutschlands Ruhe gegen den wilden Albrecht von Brandenburg-Kulmbach gibt seinem Bestreben einen schönen Abschluß; — und als er hier, der Sterbende, in die Worte ausbrach:

— wie ich war, ich war doch Deutschlands Sohn.  
Du aber wach! empör aus meinem Blute,  
Du wach! empör und rage durch die Welt,  
Baum unserer Freiheit, theures Vaterland!

da brach der Jubel los, und der Dichter wurde stürmisch gerufen. Die Wiederholung des Stückes war auf den 22 August angezeigt; sie ist unterblieben. Sollte es wahr seyn, daß höheren Orts die laute Theilnahme für ein rein und groß gedachtes Dichterwerk einen unangenehmen Eindruck gemacht hat, und daß man diese durch das einfachste Mittel unterdrücken will? —

(Baden.) Wäre Heine hier, so könnte er für die Augsburger Allgemeine eine „musikalische Saison“ von Baden schreiben. Ich glaube nicht, daß jemals in Paris verhältnißmäßig so viele Musik gemacht worden ist, wie in diesem Sommer hier, ich meine Konzertmusik, ganz abgesehen von den Musikern, welche im Freien spielen und von der Karlsruher Regimentsmusik, die uns, neben manchem Schönen, was sie bringt, Dienstags und Donnerstags mit Eisenbahngaloppaden, Hamburger Bränden u. dgl. m. beläut. Ich habe keine Kontrolle über die Konzerte geführt, ich weiß nicht, wie viele ihrer waren. Es befanden sich schöne Leistungen darunter, aber es gab hier und da auch „ein unempfindliches Publikum.“ Virtuosen kamen und gingen; täglich sahen wir neue Konzertanzeigen mit vier Zoll langen Buchstaben an die Bäume, Buden und Mauern der Promenade angeklebt. Unter den Künstlern, welche die letzte Zeit brachte, war Theodor Döhler unstreitig einer der bedeutendsten. Sein Konzert, welches er mit dem jungen Violoncellisten Platti gab, gehörte zu den schönsten Genüssen dieser Saison. Es war in ihm keine Spur von einer musikalischen Zwangsanstalt, wir wurden nicht mit genia-

len Redheiten, mit wilden Läufen, mit jenen Kunststücken behelligt, die uns beinahe an eine musikalische Taschenspielererei glauben lassen; — die Seele war hier zu Gast geladen, und die Seele fühlte sich wohl in der reinen, tiefklaren Atmosphäre dieser Musik. Ueber die Eigenthümlichkeiten von Döhlers Spiel hier etwas sagen zu wollen, ist überflüssig; sein Spiel ist bekannt, er gehört zu den Wenigen, welche die Schönheit nicht einer falschen Genialität geopfert haben, welche glauben, daß der Geist Gottes schöner aus einer Blume redet, als aus den glänzenden Augen einer bunten Schlange. Döhler sucht nicht die Poesie in dem Dämonischen, sondern in der stillen Klarheit der Erscheinung. Wir scheiden mit einem reinen Eindruck, statt mit einem wehervollen, unausgesöhnten. Noch tönt das Schubert'sche Lebewohl in mir nach; noch denke ich mit Freude an jenes Duo aus den *Marinari* Rossini's, in welchem Döhlers Spiel nicht vollendeter seyn konnte, während auch der junge Piatti den ungetheiltesten Beifall erhielt. Sein Spiel wurde zu wunderbar lösenden Menschenstimmen, und in jedem zitterten wohl die lang hingezogenen Rufe, Stimmen der Sehnsucht, der Erwartung, nach. Es wurde mir von Neuem klar, wie sehr das Violoncell eine geheimnißvolle Truhe voll melodischen Gefanges ist, die nur der Hand des Meisters mit dem Zauberhabe harri. Wir sind nicht zu lähn, wenn wir Piatti, trotz seiner Jugend,

einen solchen Meister nennen. Das Violoncell gemahnt mich immer an die liebsten und tiefsten Melodien meines Innern; und ich wüßte in der That keinen besseren Vergleich, als daß seine Weisen klingen, als ob sich Lenau'sche Gedichte ganz in Musik auflösen. Ich wiederhole es, daß uns Döhler mit seinem Begleiter einen der besten Genüsse dieses Sommers verschafft hat. Beide reisen nach England.

(Stuttgart.) Die jugendliche Sängerin, Fräulein Pobuda, von der schon in diesen Blättern Erwähnung geschehen ist, ist, nachdem sie sich in mehren Konzerten hören ließ, nun auch als *Walgisa* in *Norma* und im Nachtlager von *Granada* (in letzterer Oper zweimal) aufgetreten. Sie war eben so anmuthig als kunstfertig und erlangte ungetheilten Beifall. Was man auf Rechnung der Befangenheit der jungen Künstlerin schreiben muß und was ihrer Erscheinung noch abging, wird sehr bald durch die Uebung ersetzt seyn. Besonders ausgebildet fand man die mittlere Stimmelage; in der Höhe gebricht es ihr noch an der rechten Fülle und Rundung. Ihr wackerer Lehrer, Herr Friedrich Schmidt, Schauspieler und Correpetitor am hiesigen Hoftheater, hat durch ihre Ausbildung abermals seinen Beruf hierzu dargelegt. Da Fräulein Pobuda eine Reise antritt, so wollen wir die Direktionen auf diese begabte Novizin aufmerksam gemacht haben.

### Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern:

#### 1) Berthold Auerbach.

Mit dem wohlgetroffenen Willnisse unseres lieben Freundes wünschten wir auch eine recht lebendige Schilderung seines Lebens zu geben, allein wir wollen ihm hierin nicht vorgreifen. Gewiß wird er selbst dem Publikum das Bild seiner Fortbildung entwerfen, eines Lebens, das nicht reich an äußern Momenten, aber desto reicher an jenen innern Stürmen ist, die nur der selbst zu schildern berechtigt ist, der sie erprobte und aus dem Kampfe mit ihnen siegreich hervorging. Auerbach ist aus dem Schooße einer jüdischen Familie zu Nordstetten im Schwarzwald hervorgegangen. Sein Vater ist gestorben, seine hochbetagte fromme Mutter lebt noch in dem Dorfe, ihr heiterer, gottvertrauender Sinn ließ sie stets die Sorgen und Mühen des Lebens leichter ertragen, und sie fühlte vollkommen den Werth und die Bedeutung ihres geliebten Sohnes, den sie ihren Benjamin nennt und auf den sie stolz ist. Auerbachs Brüder, die mit ihr leben, treiben Handel, wie ihn der Vater trieb. Seine Schwäger und Vettern sind Schullehrer, Rabbinen und größtentheils Männer von großer Gelehrsamkeit in ihrem Fache. Man sieht hieraus, daß unsers Auerbachs Tüchtigkeit nicht verringelt in der Familie

steht, und daß er von einem Stamme ist, welcher der Wadern mehr zählt. Seiner Lust zum Studiren stellten sich Hindernisse entgegen, wie sie der Unbemittelte immer erfährt. Die Abenteuer seiner Jugend waren felsam und hätten auf ein anderes Naturell vernichtend einwirken können; sie stärkten ihn und dienten ihm zu einer merkwürdigen Kräfteentwicklung, die ihn zur Selbstständigkeit führte. Ohne Unterstützung vom Vaterhause kam er nach Karlsruhe, um die dortige Schule zu besuchen. Er ward zeitig darauf hingewiesen, durch eigene Thätigkeit sich den Unterhalt zu verschaffen. Es ist rührend und ergreifend, wenn er seinen Freunden in der treuherzigsten Weise, mit den offenen klaren Augen und dem heiter lächelnden Mund, erzählt von den ersten Schritten, die er in eine ihm fremde Welt wagte. Es ist ein Anfang, wie ihn oft schon große starke Naturen erlebten, denen das Glück des Reichthums an der Wiege nicht lächelte, die aber im Reime schon den Reichthum trugen, der sie und viele Tausende später beglücken sollte. Von Karlsruhe kam Auerbach nach Stuttgart in's Gymnasium. Hier fand er Freunde, die sich seiner kräftiger annahmen, allein der Sorgen war er dennoch nicht enthoben, und diese mehrten sich, als er die Universität bezog. Er studirte in Tübingen, Heidelberg und München. Bald nach Beendigung seiner Studien wurde er auf den ihm zunächst liegenden Erwerbsszweig, die Schriftstellerei gewiesen. Das buchhändlerische Treiben zu Stuttgart in den dreißiger Jahren, bot ihm dazu die günstigste Gelegenheit. Er wurde von einem jungen Buchhändler für die Abfassung einiger Werke gewonnen, die er unter einem angenommenen Namen verfaßte und die gut einfügten, weil der Autor selbst bei solcher Fabrikarbeit nichts Schlechtes zu liefern im Stande war. Sein erstes Werk, auf dessen Titel er mit seinem Namen hervortrat, war der Roman Spinoza. Er hatte damals die Idee, unter dem Titel: „Das Ghetto,“ die Zustände seiner Glaubensgenossen nach allen Richtungen zu schildern und in's rechte Licht zu stellen. In dieser Absicht ließ er bald darauf seinen zweiten Roman folgen: „Dichter und Kaufmann,“ der den innern Entwicklungsgang des Breslauer Dichters Moses Ephraim Kub, zum Gegenstande hatte. Beide Werke zeugten von der philosophischen Durchbildung dieses Geistes von dem dichterischen Talente des Verfassers. Wir finden darin neben philosophischen Gesprächen über die höchsten Interessen der Menschheit, treffliche, bis in's Einzelne überraschend getreue Schilderungen und wahrhaft ergreifende Situationen. Jetzt verließ Auerbach Stuttgart und begab sich an den Rhein. Zunächst wartete er sich nach Worms, um dort die Zustände der ältesten Synagoge zu seinem Zwecke zu studiren, allein er gab bald den Plan auf und zog nach Frankfurt, um in dem bewegtern Leben dieser Stadt seine Anschauungen über den bisherigen Kreis hinaus weiter auszu dehnen. Neben vielen Novellen, philosophischen Abhandlungen, dramatischen Versuchen und kritischen Artikeln für Zeitschriften, überfegte er hier die Werke seines großen Vorbildes Spinoza. Der leichte Verkehr am Rheine zog ihn nach Bonn und später nach Mainz, wo er mehre Jahre im Kreise lieber Freunde und ihm wohlgenogener Familien verlebte. Dieses fein ausgeprägte Familienleben zog ihn mit unwiderstehlichem Reize an und bildete fortan den innersten Kern seines Seyns. Von diesem Mittelpunkte zogen sich unzählige Radien zum großen Familienkreise der Menschheit, und eine umfassende Menschenliebe bildete sich in Auerbachs Seele, die nunmehr der eigentliche Zweck seines Daseyns ward. In diesem Sinne entstanden der gebildete Bürger und die Dorfgeschichten. Dieses Buch in seiner unmittelbaren Frische der Natur- und Menschenanschauung, in welchem eine so glückliche Mischung von Realität, Talent, Durchbildung, von Geist und Gemüth gefunden wird, zündete mehr als Alles was der junge Dichter bis dahin geschaffen hatte, und schien ihm die Bahn zu weisen, auf der er weiter fortfahren sollte. Es hat seinen Namen zu einem berühmten in der zeitgenössischen Literatur gemacht. Sein Trieb, den Menschen, die er liebend im Herzen trug, vor Allem nützlich zu werden, brachte ihn dazu, das Büchlein: „Der Gevattersmann“ zu schreiben, das jetzt schon in den Händen so vieler Tausende ist und ihn zum volkstümlichsten Schriftsteller der Gegenwart erhoben hat. Er hat sich damit einen Wirkungskreis geschaffen, der in Süddeutschland seit Hebel's Hansfreund, von Niemanden ausgefüllt wurde. Dieß sind die glänzenden Anfänge eines Mannes, der jetzt erst zwei und dreißig Jahre zählt, und dem wir die reiche Zukunft wünschen, zu der er sichlich berufen ist. Jetzt noch ein Wort über Auerbach's persönliche Erscheinung im Leben. Seine ausdrucksvollen, schönen und offenen Gesichtszüge haben unsere Leser vor sich, von Statur ist der Mann, der sie trägt, klein, doch überaus kräftig gebaut. Seine Rede ist wohlgefeht, stets schlagfertig und überzeugend; der Ausdruck steht ihm Augenblicks auf seltene Weise zu Gebote. Sein Benehmen ist freimüthig, ungezwungen und Vertrauen erweckend. Wer ihn kennt, liebt und achtet ihn, und ich glaube nicht, daß Jemand auf der Welt Auerbach wahrhaft von Herzen gram seyn könnte. Seine Bescheidenheit möge dem Freunde nicht zürnen, daß er diese kurze Schilderung seines Wesens seinem Bilde erklärend mit auf den Weg gab. Wo, wie jetzt so häufig, das was mancher Schriftsteller in die Welt schickt, nur so gemacht ist und von seinem innersten Wesen gänzlich abweicht, mag es als nothwendig erscheinen, auf den innern Zusammenhang des Mannes mit seinen Werken hinzuweisen. Hier treffen wir den vollkommenen und es drängte uns ein höheres Interesse dazu, dieß hier auszusprechen, unbekümmert wie es selbst der aufnehmen wird, den diese Hellen ehren sollen, denn es gibt nach unserer Meinung Etwas, vor dem die konventionelle Bescheidenheit sich in ihrer Eigenschaft als solche selbst beschneiden zurückziehen muß, und das ist die strenge Würde der Wahrheit im Auftreten vor der Öffentlichkeit.

2) Original-Modell aus Paris.

August Fernald.

